

Birgit Thiemann

Bericht über die Sektion „Feministische Kunstgeschichte“ der KSK im Sommersemester 1990 in Berlin

Feministische Kunstgeschichte ist, trotz jahrelanger Existenz und beständiger Präsenz im Lehrplan einiger kunstgeschichtlicher Institute, nach wie vor eine Randerscheinung und somit dem Engagement der Studentinnen (und einzelner Studenten!) überlassen. Die Situation wurde, im gegenseitigen studentischen Austausch während der KSK's, den halbjährlichen Kunsthistorischen-StudentInnen-Konferenzen, immer wieder deutlich.

Die letzte fand Ende November in Mainz statt: laut Beteiligten soll allerdings feministische Kunstgeschichte in keiner Weise, weder innerhalb der Sektionen, den Plena, noch dem allgemeinen Diskussionsverhalten präsent gewesen sein. Die nächste KSK, für das Sommersemester 1991 in Kiel, zum Thema „Selbstverständnis der Kunstgeschichte“ wird zeigen, ob die Mainzer Situation allein mit dem dortigen Thema „Denkmalpflege“ oder aber einem allgemeinen Interessen(fInnen)schwund zu erklären ist.

Im Sommersemester '90 zuvor bot sich während der Berliner KSK (23.-27.5.) noch ein gänzlich anderes Bild:

Thematisch war diese den Methoden und Ansätzen in der Kunstgeschichte gewidmet. Nach der Marburger KSK '86 gab es erstmals wieder die (längst fällige) Möglichkeit, eine intensive Diskussion über unser Verständnis von Kunstgeschichte zu führen, welchem, dem großen Interesse an dieser Tagung zufolge, in den Lehrprogrammen der Universitäten kein Raum geboten wird.

In diesem Zusammenhang stand natürlich (?!) auch eine Sektion zu „Feministischen Ansätzen in der Kunstwissenschaft“ auf dem Programm. Geleitet wurde sie von Andrea Moede, Christiane Benzenberg, Petra Broda, Tina Mauer, Sabine Wulff und Viola Michely, Kunstgeschichtsstudentinnen aus Bonn.

Hier konnte, im Gegensatz zu anderen Sektionen, ganz deutlich gemacht werden, daß die Methodenwahl abhängig vom Untersuchungsobjekt und dem Erkenntnisinteresse der Forschenden ist, es somit keine grundsätzliche Reihenfolge und erst recht keine Hierarchie der Methoden gibt.

Die Bonnerinnen verdeutlichten das Sektionsthema anhand weiblicher Aktdarstellungen im öffentlichen Raum. Ausgangspunkt für ihre Darstellung war Silke Wenks Aufsatz „Der öffentliche Akt: eine Allegorie des Sozialstaates“ (in: Frauen Bilder Männer Mythen. Kunsthistorische Beiträge, hg. v. Ilsebill Barta, Zita Brau, Daniela Hammer-Tugendhat, Ulrike Jenni, Irene Nierhaus, Judith Schöbel, Berlin 1987, S. 217-238.)

In Anlehnung an Wenks Analyse Berliner Bilderei im öffentlichen Raum hatten die Referentinnen für Bonn eine Bestandsaufnahme öffentlich ausgestellter Skulptur und Plastik durchgeführt. Wie in Berlin dominieren zahlenmäßig auch dort weibliche Akte, vornehmlich allegorische Darstellungen, die männlichen: „Filia Rheni“, ein 3,30m langer, liegender Frauenkörper (Bronze, 1986) von Martin Meyer, geschmackvollerweise vor dem Fenster einer Kantine aufgestellt, „Schwangere“, „Mutter mit Sohn“ und „Welle“, um nur einige zu nennen.

Im weiteren wurden Tonbandaufnahmen einiger Interviews vorgespielt, in denen die Referentinnen PassantInnen vor der auf der Rhein-Ufer-Promenade plazierten „Welle“ von Waldemar Grzimek zu dieser befragt hatten.

Die 1967 gefertigte Bronzefigur (aufgestellt 1971) zeigt einen auf einem Sockel befindlichen, fülligen, unnatürlich verdreht und auf der Seite liegenden Frauenkörper mit leicht geöffneten Beinen. Sowohl die Deutung als Personifikation einer Welle, als auch die, eines im Wasser liegenden, durch eine Welle verdrehten Körpers, ist möglich.

Die Antworten der PassantInnen machten deutlich, wie gering Interesse und Auseinandersetzung mit Bilderei im öffentlichen Raum, aber auch wie erschreckend hoch die Akzeptanz weiblicher Akte als „Dekoration“ ist. Erst durch Nachfragen ließen sich die Interviewten auf Überlegungen zur Natürlichkeit der Figur, der vermeintlichen Aussage, dem verwendeten Frauenbild und dessen eventuellem Vorbildcharakter für gesellschaftliche Frauenrollen ein.

An dieser Befragung möglicher RezipientInnen wurden zwei Aspekte feministischen Vorgehens festgemacht:

1. Interdisziplinäres Arbeiten: eine Verbesserung und Ausweitung solcher Interviewtechniken wäre mit Hilfe der in der Soziologie und Geschichtswissenschaft üblichen „oral-history“ möglich;
2. Einbeziehung nichtwissenschaftlicher Perzeption von Kunstwerken (sofern vorhanden), um wissenschaftliche Fragestellungen zu entwickeln oder Analyse-Ergebnisse daran zu überprüfen.

Der von einem Kommilitonen vorgebrachte Ratschlag, FeministInnen sollten sich

doch nicht an minderwertigen Werken wie dem obigen „abarbeiten“, sich lieber mit Arbeiten von Moore und Kolbe auseinandersetzen, führte zu der ganz grundsätzlichen Feststellung, daß es bei feministischer Kunstgeschichtsforschung nicht um die Festigung altbekannten Geniedenkens und weiterer Hierarchisierung von KünstlerInnen ginge, sondern zunächst darum, ungeschriebene aber allgegenwärtige Bewertungskriterien ausfindig und damit bisherige Hierarchien hinfällig zu machen, zumal Kolbe und Moore ebenso wie ihre unbekannteren und eventuell „minderbefähigten“ KollegInnen gesellschaftlichen Denkstrukturen verhaftet sind, welche unterschiedliche Bewertungen und Behandlungen der Geschlechter beinhalten.

Der zweite Teil der Sektion, eine Diskussion vor einem Original, fand im Stieglitzer Stadtpark vor dem bronzenen Akt „Erwachendes Mädchen“ von Limburg statt. Die lebhafteste Analyse beinhaltete neben einer Beschreibung des Nachstellens und -empfindens der gezeigten Haltung und intendierten Thematik (etliche verbinden mit Erweichung gänzlich andere Körperhaltungen!) und Überlegungen zur vorhandenen Rezeption, also der vorgegebenen Blickkonstellation. Hierbei tauchten Fragen bezüglich der Kontinuität veralteter Konzeptionen und gesellschaftlicher Auswirkungen solcher Frauendarstellungen auf. Persönliche Betroffenheit und der Austausch eigener Erfahrungen stellten sich hier als sinnvolle Basis für weitere Fragestellungen heraus.

Die Integration der forschenden Person in die eigenen Untersuchungen wurde in diesem Sektionsteil als ein wesentliches Charakteristikum feministischer Forschung betont.

Es bleibt zu hoffen, daß die kontinuierliche Diskussion um feministische Forschung, die 1989 in Hamburg begonnen hatte und in München und Berlin fortgesetzt wurde, nach dem Mainzer Ausfall in Kiel wieder frischen Wind bekommt.